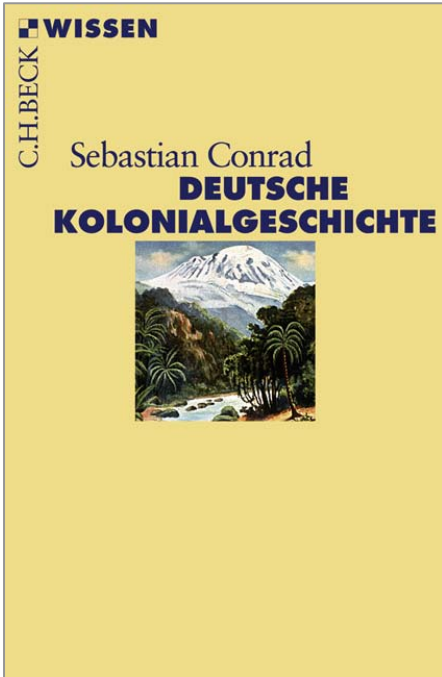


**Unverkäufliche Leseprobe**



**Sebastian Conrad**  
**Deutsche Kolonialgeschichte**

128 Seiten, Paperback  
ISBN: 978-3-406-56248-8

## I. Einleitung

Die koloniale Vergangenheit ist heute allgegenwärtig, und das nicht nur in den ehemaligen Kolonien. Die Kolonialreiche haben ein Vermächtnis hinterlassen, das sich auch in den Metropolen niederschlägt und in aktuellen politischen Konflikten häufig mitverhandelt wird. Von den Diskussionen über Kopftuchverbote in französischen Schulen über die Entschuldigungen für die Sklaverei in Großbritannien bis zu den Debatten über holländische «Exzesse» in Indonesien: Die Erinnerung an die koloniale Epoche ist beinahe ständig präsent. In Frankreich verfügte das Parlament im Jahre 2005, daß im Schulunterricht die «positiven Aspekte» kolonialer Herrschaft betont werden mußten. Gleichzeitig provozierte die unkritische Deutung der Kolonialzeit in japanischen Schulbüchern gewaltsame Demonstrationen in Beijing und Seoul. Die Klage der Herero gegen die Bundesrepublik hat die koloniale Vergangenheit auch in Deutschland zu einem Thema der öffentlichen Debatte gemacht. In zahlreichen Städten wird über die Umbenennung von Straßennamen diskutiert, die auf unrühmliche Episoden aus der Kolonialzeit verweisen.

Die mediale und politische Präsenz der kolonialen Erfahrung ist vor allem ein Effekt des gegenwärtigen Globalisierungsprozesses. Die Frage nach Zusammenhängen zwischen der kolonialen Ordnung der Welt und der heutigen globalen Integration ist ein Gegenstand hitziger Auseinandersetzung. Begriffe wie Neo-Imperialismus oder Kolonisierung der Köpfe gehören zu den Schlagworten der Zeit. Seit dem 11. September 2001 und der Diskussion über das amerikanische Empire ist die Frage nach der politischen und moralischen Bewertung von Kolonialismus und Imperialismus nicht zur Ruhe gekommen.

Auch die aktuelle Aufmerksamkeit für die deutsche Kolonialgeschichte steht in diesem größeren Zusammenhang. Die Fra-

gen der Gegenwart haben die Perspektive auf die koloniale Epoche verändert. Das gilt auch für die Geschichtswissenschaft. Im historischen Rückblick wird deutlich, wie sehr sich seit dem formalen Ende des deutschen Kolonialreichs 1919 die Schwerpunkte verschoben haben. Dabei lassen sich mehrere Phasen ausmachen, die in den jeweiligen Anliegen und Fragen, aber auch in den methodischen Zugriffen grundlegend differieren. Etwas vereinfachend könnte man drei Stoßrichtungen unterscheiden: Eine politisch revisionistische Strömung in den 1920er Jahren als Reaktion auf das Ende des Kolonialreichs; eine kritisch-sozialgeschichtliche Perspektive in den späten 1960er und 1970er Jahren vor dem Hintergrund der Dekolonisationsprozesse; sowie eine postkoloniale Geschichtsschreibung seit den 1990er Jahren im Zeichen der Globalisierung.

### Konjunkturen des kolonialen Interesses

(1) Nach dem Versailler Vertrag und der Übergabe der überseeischen Besitzungen an die Mandatarmächte gehörten die meisten deutschen Historiker zu der Mehrheit der Bevölkerung, die den Verlust der Kolonien lautstark beklagte. Die Einigkeit hinsichtlich der Kolonialpolitik war in der Weimarer Republik vermutlich größer als vor dem Weltkrieg und reichte über parteipolitische Grenzen hinweg. Auch jetzt, wie schon vor 1914, waren Historiker an der Diskussion nur am Rande beteiligt. Die wichtigsten Publikationen, wie etwa das Deutsche Koloniallexikon aus der Hand des ehemaligen Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika, Heinrich Schnee, wurden von Kolonialveteranen selbst verfaßt. Das übergreifende Anliegen dieser Werke bestand darin, den Vorwurf gewalttätiger, «unzivilisierter» Herrschaft zu widerlegen, mit dem die Alliierten den Entzug der deutschen Kolonien begründet hatten. Schnee sprach gar von einer «Kolonialschuldfrage». Die meisten Arbeiten lassen sich daher als Teil des großangelegten Versuches deuten, die Leistungen und kulturellen Verdienste der deutschen Kolonialherrschaft herauszustellen, um auf diese Weise für eine mögliche Rückgabe der Kolonien zu werben. Aufgrund dieser revisionistischen Ziel-

setzungen wurde die internationale Forschung der Zeit, in erster Linie angelsächsische Werke, kaum wahrgenommen.

(2) Zu einer kritischen Beschäftigung mit der kolonialen Epoche kam es erst seit den späten 1960er Jahren. Nachdem das Thema einige Jahrzehnte ganz in den Hintergrund getreten war, rückten der weltweite Prozeß der Dekolonisation und das Interesse an den nationalen Unabhängigkeitsbewegungen in der Dritten Welt die koloniale Vergangenheit wieder ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Die Neubewertung des deutschen Kolonialismus bezog einen Teil ihrer Energien aus der damals einsetzenden Kritik an den Traditionen der deutschen Geschichtswissenschaft. Zudem entwickelten die DDR-Historiker in den 1970er Jahren eine imperialismuskritische Perspektive, die auch von ihren westdeutschen Kollegen nicht ignoriert werden konnte. Hinzu kamen die Ergebnisse der amerikanischen Forschung. Und auch in Tansania, dem ehemaligen Deutsch-Ostafrika, wurden unter Rückgriff auf in Daressalam lagerndes Quellenmaterial erste wichtige Studien über die Kolonialzeit fertiggestellt, häufig aus der Perspektive des entstehenden postkolonialen Staates.

Während die frühere Forschung sich auf die Außenpolitik und militärische Auseinandersetzungen konzentriert hatte, wurden nun vor allem sozialgeschichtliche Fragestellungen verfolgt. Viele der Probleme, die frühere Generationen beschäftigt hatten, traten dadurch in den Hintergrund – so etwa die Frage, warum sich Bismarck nach langer Skepsis 1884 doch noch für den Erwerb von Kolonien entschieden hatte. Statt dessen lag das Augenmerk auf den Strukturen sozialer, politischer und ökonomischer Entwicklung. Eine Reihe von wichtigen Untersuchungen zur Sozialgeschichte der Kolonialbewegung, der Rolle von Parteien und Verbänden, zum Wirtschafts imperialismus, zu Missionen und Bildungssystem, zu staatlicher Herrschaft und Widerstand erschien in dieser Zeit. Das dabei sichtbar werdende Interesse für lokale Formen der Opposition und Widerständigkeit war nicht zuletzt ein Ausdruck des explizit anti-imperialistischen Erkenntnisinteresses und der Inspiration, die diese Forschung aus den Dritte-Welt-Bewegungen der Zeit bezog.

Aufgrund dieser neuen Perspektive entstanden zunehmend Arbeiten, die nicht nur die kolonialen Archive nutzten, sondern auch auf einer breiten Kenntnis afrikanischer Geschichte basierten. Vor allem Deutsch-Ostafrika war Gegenstand einer Reihe von Untersuchungen, die sich mit Verwaltung und Widerstand, ökonomischer Entwicklung und Ausbeutung befaßten. Auch die deutsche Herrschaft in Kamerun und Deutsch-Südwestafrika, wo der Hererokrieg im Mittelpunkt stand, wurden intensiv erforscht. Vor dem Hintergrund der Dekolonisation richtete sich das Interesse vor allem auf Afrika, während die deutsche Präsenz im Pazifik oder in China kaum behandelt wurde.

Viele Arbeiten aus dieser Zeit waren von Empathie mit den Kolonisierten und einem Interesse an den Handlungskompetenzen (*agency*) lokaler Akteure geprägt. Aber gleichzeitig fassten die meisten Autoren die koloniale Begegnung implizit doch als Einbahnstraße auf. Denn sie gingen letztlich davon aus, daß die wichtigsten Entscheidungen in Deutschland gefällt wurden und die zentralen Faktoren von Expansion und Herrschaft in Berlin zu suchen seien. Kolonialismus blieb so im Kern eine europäische Angelegenheit. Diese Tendenz läßt sich am Beispiel der einflußreichen Studie «Bismarck und der Imperialismus» von Hans-Ulrich Wehler gut illustrieren. Darin argumentierte Wehler für eine sozialimperialistische Lesart des Kolonialismus. Aus dieser Sicht war das koloniale Projekt nicht nur mit dem Ziel verbunden, den Zugriff auf notwendige Ressourcen für die weitere Entwicklung der deutschen Wirtschaft zu sichern; im Zentrum stand vielmehr die Absicht, «durch die Meisterung außerordentlich schwieriger Aufgaben dem charismatischen Herrschaftssystem Bismarcks neuen Glanz zu verleihen.» Das gemeinsame Ziel der überseeischen Expansion habe oppositionelle Gruppen, in erster Linie die Arbeiterklasse, auf ein nationales Ziel eingeschworen und ihre Aufmerksamkeit von den drängenden sozialen und materiellen Konflikten abgelenkt. Indem auf diese Weise interne Probleme nach außen umgeleitet wurden, habe die «Gegenutopie» imperialen Ruhmes die politische Integration und die soziale Disziplinierung unterer Schichten erleichtert.

Wehler diskutierte am Beispiel der Kolonialpolitik also soziale Konflikte und Antagonismen der Wilhelminischen Gesellschaft; der Fokus lag in letzter Instanz nicht auf Togo oder Kamerun, sondern auf den strukturellen Problemen des Kaiserreichs. Diese Sichtweise war für die Forschung der 1970er Jahre typisch. Kolonialpolitik erschien dann eigentlich als eine Form der Politik in Deutschland oder Europa, wenn auch «über den afrikanischen Umweg» (Klaus Hildebrand). Der auf eine Landkarte Europas deutende Bismarck – «Das ist *meine* Karte von Afrika» – ist die Leitfigur der deutschen Kolonialinterpretation geblieben, und auch die Historiker haben sich dieser preußischen Variante einer *mental map* weitgehend angeschlossen. Wenn sich auch viele Untersuchungen an die kolonialen Schauplätze begaben, orientierten sie sich konzeptionell häufig an der Frage nach den langfristigen und strukturellen Defiziten der deutschen Gesellschaft. Begriffe wie Militarismus, Imperialismus oder Klasseninteresse erlaubten es, die Geschichte des Kolonialismus ohne Umschweife der großen Meistererzählung vom gescheiterten Weg in die Moderne, vom deutschen «Sonderweg», einzuverleiben.

(3) Zwischen Mitte der 1970er und Mitte der 1990er Jahre ließ die Konjunktur kolonialer Themen deutlich nach. Die anti-imperialistische Rhetorik der Linken hatte an Schwungkraft eingebüßt, und Kolonialgeschichte stand auf der wissenschaftlichen Agenda nicht weit oben. Das lediglich 30 Jahre währende Reich in Übersee erschien nun als nebensächlicher und ephemerer Teil der deutschen Geschichte. Die zentrale Rolle, die der Nationalsozialismus und der Holocaust nun in der Erinnerungskultur einnahmen, hat ebenfalls dazu beigetragen, die koloniale Erfahrung weiter in den Hintergrund zu drängen. Da es überdies nur eine geringe Migration aus den ehemaligen Kolonien nach Deutschland gegeben hatte, lebten hier keine einflußreichen Gruppen, die die Anerkennung der kolonialen Vergangenheit einfordern konnten.

Erst seit den 1990er Jahren sind die Aktien der Kolonialgeschichte wieder gestiegen, in erster Linie in Reaktion auf den Globalisierungsprozeß und die Fragen nach einer Vorge-

schichte der gegenwärtigen globalen Verflechtung. Akademischer Ausdruck dieses Bewußtseins war die breite Rezeption postkolonialer Ansätze, die die Bedeutung kolonialer Diskurse und Formen des Wissens, aber auch der Wechselwirkungen der kolonialen Bewegung in den Vordergrund gerückt haben; dabei wurde darauf verwiesen, daß der Kolonialismus nicht nur in Übersee, sondern auch in Europa seine Spuren hinterlassen hat. Während die Forschung der 1970er Jahre ein deutliches Schwergewicht auf sozialgeschichtliche Fragen legte, haben sich die jüngeren Studien vor allem von kulturgeschichtlichen Ansätzen inspirieren lassen. Damit folgte die Deutung der kolonialen Epoche in methodischer Hinsicht erneut dem Paradigmenwechsel der Geschichtswissenschaft insgesamt.

Auch wenn die Vielfalt der Zugänge kaum auf wenige handliche Kategorien reduziert werden kann, lassen sich doch vier Forschungsschwerpunkte ausmachen. Dazu gehört, erstens, die Untersuchung von kolonialen Diskursen und Fragen der Repräsentation. Ausgehend von den *postcolonial studies* und der Forderung nach einer «Dekolonisierung der Köpfe» haben sich viele Arbeiten der letzten Jahre der Rekonstruktion rhetorischer Muster und diskursiver Regelmäßigkeiten gewidmet, die das koloniale Projekt strukturierten. Zu den untersuchten Gegenständen gehören die «Völkerschauen» und Panoramen, die kolonialen Muster in der Populärkultur oder der Literatur, aber auch die Rhetorik politischer Akteure. Die Analyse der «imperialen Phantasien» soll dabei deutlich machen, daß die Expansion keineswegs nur einer militärischen, politischen oder ökonomischen Strategie folgte, sondern mindestens ebenso als Produkt einer kolonialistischen Kultur verstanden werden muß. Ein zweites, verwandtes Feld ist die Bedeutung des kolonialen Wissens und die Rolle der Wissenschaften, etwa der Ethnographie oder der Medizin, beim Erwerb und der Durchdringung kolonialer Territorien. In diesen Studien wird Wissen nicht nur als Vorbedingung europäischer Vormachtstellung verstanden, sondern im Foucaultschen Sinne als integraler Bestandteil der Machtstrukturen.

Drittens geht es um die Konstruktion von Identitäten unter Bedingungen kolonialer Ungleichheit. Der koloniale Diskurs stütze sich auf eine Reihe von binären Oppositionen, etwa die strikte Unterscheidung von «Weißen» und «Schwarzen», die dazu beigetragen haben, Vorstellungen von «Rasse», Klasse, Nation, Geschlecht und Sexualität als natürlich erscheinen zu lassen. Zugleich wurden diese Kategorien in der kolonialen Praxis, die von zahlreichen Hybridformen gekennzeichnet war, regelmäßig in Frage gestellt. Viertens schließlich steht die Erinnerung an die koloniale Vergangenheit im Zentrum einer Reihe von Untersuchungen, die sich mit den Nachwirkungen einer Geschichte der Repression und Gewalt, aber auch der biographischen Spannungen und Brüche auseinandersetzen.

Diese kulturgeschichtlichen Ansätze haben viel dazu beigetragen, die facettenreiche Wirklichkeit kolonialer Erfahrung zu rekonstruieren und von schematischen Gegenüberstellungen zu befreien. Sie haben aber auch Kritik hervorgerufen, die vor allem aus zwei Richtungen geäußert wurde. Einerseits ist eingewandt worden, daß die Fixierung auf Diskurse und Repräsentationen bisweilen dazu tendiert, strukturelle Faktoren und Interessen aus dem Blick zu verlieren. Diese Gefahr besteht tatsächlich bei den Arbeiten, die stark von den *cultural studies* und den Literaturwissenschaften geprägt sind. Untersuchungen zur Kolonialgeschichte dürfen sich nicht der Aufgabe entziehen, ihre kulturgeschichtlichen Analysen in die politischen und ökonomischen Strukturen der Zeit einzubetten.

Ein zweiter Vorwurf richtet sich gegen eine Überschätzung der kolonialen Epoche für die deutsche Geschichte insgesamt. Die Zeit der Herrschaft in Afrika und Ostasien war kurz, und sie war für das Kaiserreich weit weniger wichtig als die Beziehungen innerhalb Europas. Auch diese Kritik ist nicht völlig von der Hand zu weisen. Das Kolonialreich war für Deutschland ohne Zweifel von geringerer Bedeutung als für Länder mit langer imperialer Vergangenheit wie die Niederlande, Frankreich oder auch Japan – von Großbritannien gar nicht zu reden. Bis 1914 und auch darüber hinaus blieb Europa der zentrale Bezugspunkt für das Kaiserreich. Aber dieses Europa war zuneh-



mend von seinen kolonialen Bezügen geprägt. Darüber hinaus kann der Kolonialismus des späten 19. Jahrhunderts nicht verstanden werden, ohne die generelle Zunahme transnationaler Verflechtungen zu berücksichtigen. Die globale Integration der Welt um 1900 war ohne die kolonialen Strukturen kaum zu denken, die Weltpolitik und Weltwirtschaft, Migration und kulturellen Austausch durchzogen. In dem Maße, in dem der Globalisierungsprozeß auch Deutschland erfaßte, wurde die koloniale Ordnung der Welt auch für das Kaiserreich relevant, und zwar über das eigene Kolonialreich hinaus.

### Welche Kolonialgeschichte?

Vor dem Hintergrund dieser neuen Perspektiven hat sich auch das Verständnis des Kolonialismus verändert. Lange ging die Forschung von einem engen Kolonialismusbegriff aus, der ein territorial definiertes Herrschaftsverhältnis (in der Regel in «Übersee») voraussetzte, das mit Gewalt eine direkte formelle Abhängigkeit der besetzten Gebiete und der einheimischen Bevölkerung durchsetzte. Auf dieser Grundlage wurden Beherrschungskolonien (wie etwa Britisch-Indien, im deutschen Fall Togo), Stützpunktkolonien (Hongkong, im deutschen Fall Kiautschou) und Siedlerkolonien (Algerien; mit Abstrichen Deutsch-Südwestafrika) typologisch unterschieden.

Für die Analyse von Kolonialreichen bleibt diese Definition nach wie vor ein brauchbarer Ausgangspunkt. Allerdings darf die Suche nach einem möglichst allgemeingültigen Begriff nicht darüber hinwegtäuschen, daß die koloniale Realität von einer ungeheuren Vielfalt geprägt war. Das städtische, von der Reichsmarine nach bürokratischen Prinzipien regierte Kiautschou hatte mit den ländlichen Regionen in Ostafrika, wo die Krankheit eines Offiziers die Verwaltungstätigkeit auf Monate hin lahmlegen konnte, wenig gemein. Die klimatischen und geographischen Bedingungen, die Strukturen der einheimischen Gesellschaften, die Mechanismen der ökonomischen Einbindung, die Ansprüche und Zielsetzungen der Kolonisatoren sowie die Reaktionen der Gesellschaften vor Ort waren häufig so unter-

schiedlich, daß man eher von Kolonialismen im Plural sprechen muß.

Das heißt auch, daß eine säuberliche Trennung von Imperialismus (mit der Betonung auf informeller Steuerung ohne territoriale Ansprüche) und Kolonialismus nicht immer hilfreich ist, um die Realität vor Ort zu beschreiben. Ägypten beispielsweise wurde bis 1914 offiziell von den Khediven regiert und stand nominell unter der Oberherrschaft des osmanischen Sultans. Aber auch wenn die Konstellation wie ein Musterbeispiel des *informal empire* erscheint, war doch der formal nur beratende britische Generalkonsul der eigentliche Herrscher des Landes, ausgestattet mit einer Machtfülle, wie sie kaum einer der Gouverneure der Kolonien besaß. Die Übergänge von formaler Territorialherrschaft zu unterschiedlichen Formen indirekter Herrschaft, ökonomischer Kontrolle und imperialistischer Infiltration waren häufig fließend. Ähnliches gilt für das Ende kolonialer Herrschaft: Koloniale Beziehungen waren nicht mit einem Schlag beendet, wenn die formale Unabhängigkeit erreicht wurde. Es spricht daher einiges dafür, einen weiteren Kolonialismusbegriff zu verwenden, der über das etablierte Kolonialreich hinausgeht und in der Lage ist, etwa auch den deutschen Einfluß im Osmanischen Reich, die kolonialen Phantasien und Imaginationen, die Orientreisen des Kaisers und die kolonialen Herrschaftsstrukturen im Osten Europas mit einzubeziehen.

Sicherlich bringt eine solche Ausweitung die Gefahr der begrifflichen Überdehnung mit sich. Wenn man sich nicht auf Formen der staatlichen Herrschaft über ein territorial definiertes Gebiet beschränkt, kann die Bestimmung kolonialer Verhältnisse leicht unklar und unscharf werden. Wenn beinahe alle Formen asymmetrischer Beziehungen «koloniale» Aspekte aufweisen, verliert der Terminus seine Spezifik und unterscheidet sich kaum mehr von allgemeinen Begriffen der Herrschaft oder Macht. Daher ist es sinnvoll, daran festzuhalten, daß der koloniale Charakter von Interaktionen dadurch bestimmt ist, daß 1. imperiale und kolonisierte Gesellschaften unterschiedliche sozio-politische Ordnungen aufweisen, 2. auf eine unterschiedliche Geschichte zurückblicken und 3. seitens der Kolonisato-

ren auch durch die Vorstellung eines unterschiedlichen Entwicklungsstandes voneinander getrennt sind. Hingegen werden die territoriale Herrschaft, die geographische Distanz und die rechtliche Fixierung des kolonialen Status nicht vorausgesetzt.

Zu den Vorteilen eines weniger engen und kulturgeschichtlich erweiterten Zugriffs gehört, daß auf diese Weise der koloniale Charakter der Dekaden vor dem Ersten Weltkrieg deutlichere Konturen erhält. Die Einbindung des Deutschen Reiches in größere Kontexte – im Zuge der Weltpolitik und Weltwirtschaft, der Migration und des kulturellen Austauschs – war immer auch durch koloniale Strukturen geprägt. Nur zum kleinen Teil waren dafür die deutschen Besitzungen entscheidend. Der deutsche Handel mit Afrika beispielsweise verband das Reich nicht in erster Linie mit seinen Kolonien, sondern eher mit Südafrika, Marokko und Ägypten. Wenn deutsche Geographen auf dem Kontinent unterwegs waren, mußte das nicht in den deutschen Territorien geschehen, ebensowenig wie die sogenannte «primitive» afrikanische Kunst, die auch für deutsche Künstler zur Quelle der Anregung wurde, aus Togo oder Kamerun stammen mußte. Mit anderen Worten: Die Geschichte des deutschen Kolonialismus war mehr als nur die Geschichte der «Schutzgebiete».

Die folgende Darstellung orientiert sich an einem Verständnis von Kolonialgeschichte, welches das territorial beanspruchte Kolonialreich zum Ausgangspunkt nimmt, aber zugleich – und mehr als in anderen Überblickswerken üblich – der breiteren Frage nach kolonialen Bezügen jenseits von «Neu-Deutschland» nachgeht. Das bedeutet, daß in zeitlicher Hinsicht die gut drei Jahrzehnte des formalen Kolonialreichs keine feste Grenze darstellen, sondern auch die kolonialen Phantasien und Projekte sowie die Erinnerung an die koloniale Erfahrung mit in den Blick geraten. Auch räumlich orientiert sich die Darstellung zunächst an den kolonialen Besitzungen im engeren Sinne, um dann nach Bezügen zu anderen Kolonien zu fragen und deutlich zu machen, in welchem Maße der Kolonialismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts ein europäisches Projekt war. Darüber

hinaus soll deutlich werden, daß die Auswirkungen kolonialer Beziehungen nicht nur außerhalb Europas zu spüren waren, sondern auch die deutsche Gesellschaft verändert haben. Schließlich wird danach gefragt, inwiefern die deutsche Einbindung in den Globalisierungsprozeß vor dem Ersten Weltkrieg durch koloniale Strukturen geprägt war.

Originaldokument  
© Verlag C.H.Beck